

Leseprobe aus:

Jill Gregory, Karen Tintori

Das Auge Gottes



PROLOG

*Irakisches Nationalmuseum
Bagdad
12. April 2003*

Ibrahim Baaj tastete sich durch die Finsternis vorwärts.

Ringsumher lag unwiederbringlich Geschichte in Trümmern. Die US-Truppen rückten durch die staubigen Straßen Bagdads vor. Hier im Museum herrschten Chaos und Pandämonium. Und Gier.

Mit Gier war Ibrahim vertraut. Er selbst wurde davon getrieben. Gier hatte ihn in dieser Nacht hergeführt, in der gemeine Plünderer das große Museum stürmten. Dieses Pack konnte nicht ahnen, dass er sie an Gier sogar noch übertraf. Und auch an Kühnheit.

Er war im Begriff, Männer zu hintergehen, die so mächtig und einflussreich waren, dass er über seine eigene Verwegenheit staunte.

Ibrahim lächelte, während ihm der Schweiß aus dem Schnurrbart rann. Dieses schwüle Steingebäude beherbergte einhundertstiebenzigtausend der ältesten Kulturschätze Mesopotamiens, von denen manche noch aus der Wiege der Zivilisation stammten. Doch die rasende Meute erstürmte blindlings die Galerien, schoss um sich, raffte, zertrümmerte und plünderte achtlos wie in einem Trödeladen.

Nur ganz wenige waren Profis wie er, die gezielt suchten und die Beute, die sie hier hinausschaffen wollten, sorgfältig auswählten. Allerdings nahm er an, dass sich unter den anderen auch ein oder zwei Agenten aus den Vereinigten Staaten oder Israel befanden, denn beide Nationen wussten, dass dieses Museum den größten aller Schätze barg. Das Kleinod, um dessentwillen auch er hergekommen war und das er an sich bringen würde, noch ehe die Nacht um war.

Schwer atmend drang Ibrahim allein in die fensterlosen, schwarzen Eingeweide des Gebäudes vor, wo ihn die sauerstoffarme Luft der Lagerkammern umfing. Er hielt inne, um zu lauschen, und blinzelte gegen den Schweiß an, der ihm in den Augen brannte. Trotz des Lärms, der oben herrschte, war es hier unten still bis auf seinen eigenen angestregten Atem. Ohne den muffigen Geruch zu beachten, tastete sich Ibrahim weiter vor, schlich verstohlen durch die grabesähnliche Welt der fünf unterirdischen Lagerräume dieses Museums. Der dünne Strahl seiner Taschenlampe reichte kaum aus, um den Boden unmittelbar vor seinen Füßen zu erhellen.

Egal. Zwölf Jahre lang – Jahre, in denen Saddams Republikanische Garde das Gelände sicherte, weil ein weiterer Angriff der Amerikaner befürchtet wurde – hatte er Zeit gehabt, sich den grob gezeichneten Grundriss einzuprägen, den Aslam Hamid ihm beschafft hatte. Zwölf Jahre, um im Geiste zu proben und auf eine Nacht wie diese zu warten. Jetzt war Saddam untergetaucht, die Amerikaner befanden sich auf dem Vormarsch, und der Mob hatte die Tore zum Museumsgelände aufgebrochen. Der Moment war gekommen.

Er musste die Gelegenheit ergreifen.

Nejib Zayadi kannte den fünften Lagerraum so gut wie den Körper seiner eigenen Frau. Liebevoll verwaltete er den Schatz, der darin verborgen lag, so, wie sein Vater und Großvater es vor ihm getan hatten. Sie waren eine Hüterfamilie.

Nur wenige Menschen außerhalb seiner Sippe wussten, was hier lagerte, in den Schließfächern, die harmlos und unauffällig wirkten wie die Metallspinde im Umkleideraum einer Sporthalle. Aber diese Fächer, für die er verantwortlich war und die er zur Sicherheit täglich überprüfte, enthielten unermessliche Reichtümer. Münzen, Gold, Silber – und das Auge.

Selbst die Museumsdirektorin ahnte nicht, dass sich das Auge hier befand. Sie besaß nicht einmal sämtliche Schlüssel zu den Türen und Schließfächern des riesigen Museums. Er, Nejib, war es gewesen, der 1966 den Schatz aus dem alten Museum am Tigris, wo sein Vater vor ihm darüber gewacht hatte, hier hereingeschmuggelt und zuhinterst im Lageraum versteckt hatte.

Nejibs Vater war noch ein Kind gewesen, als die Wache begann. Er hatte Nejib oft davon erzählt, wie er eines Nachts durch die Stimme des Fremden geweckt wurde, der zu später Stunde zu seinem Vater gekommen war.

«Bewahre dies hier auf, bis ich wiederkomme. Du sollst für deine Mühe belohnt werden», hatte der Fremde gesagt, mit einer Stimme, die in den Ohren des schlaftrunkenen Jungen klang wie das Heulen des Windes über dem Wüstensand.

Als Nejibs Vater durch den Türspalt spähte, hatte er gesehen, wie sein Vater zitternd im Nachthemd dastand und gebannt auf etwas starrte, das in seiner Handfläche lag.

«Was ist das?», hatte Nejibs Großvater den Fremden gefragt.

«Etwas, das sehr gefährlich werden kann, wenn es in die falschen Hände gerät. Ich vertraue es dir an, weil deine Familie einen ehrbaren Namen hat, schon seit der Zeit, in der deine Vorfahren am Hof des Königs Nebukadnezar dienten. Du wirst immer Brot auf dem Tisch haben, und deine Söhne werden immer geehrt werden, wenn du dies hier sicher verwahrst.»

Nejibs Großvater war inzwischen tot, Nejibs Vater ebenfalls, und Nejib selbst war ein alter Mann. Bald würde sein ältester Sohn die Rolle des Hüters übernehmen. *Für wie lange?*, fragte sich Nejib. Noch immer kam das Geld, Jahr um Jahr, der Fremde jedoch war nie zurückgekehrt.

Nejib hoffte, das Geheimnis über das, was er da hütete, würde noch zu seinen Lebzeiten enthüllt. Wenn es ihm nur gelang, es heute Nacht sicher zu bewahren ...

Ein plötzliches Geräusch in der Dunkelheit ließ Nejib zusammenfahren. Schritte. Das Quietschen eines Schubfaches, das geöffnet wurde. *Einer der Plünderer hat den Weg in die Schatzkammern gefunden. Jemand, der weiß, wo die Schlüssel sind.*

Nejibs knotige Hand schloss sich für einen Moment um den Schlüssel, den er unter dem Hemd trug, dann ließ er die Hand sinken und griff nach seiner Pistole. *Aber was nutzte eine Pistole im Dunkeln?* Leise fluchend tastete er nach seinem Besen – den konnte er immerhin in weitem Bogen herumschwingen.

Angst krampfte seine Eingeweide zusammen, als er die Schritte näher kommen hörte. Weitere Fächer wurden geöffnet und wieder geschlossen. Ein kurzes Aufleuchten, ein Schatten – genug, um zu erkennen, wo sich der Eindringling befand. Der alte Mann warf sich ihm entgegen und schwang aus Leibeskräften den Besenstiel, doch der

Schlag ging ins Leere. Er schwang den Besen noch einmal, stieß diesmal auf Widerstand – doch dann wurde er selbst durch einen Ruck am Besen vorwärtsgerissen. Er taumelte, stürzte, Staub drang in seine Lunge, und er tastete in Panik nach seiner Pistole. Aber es war zu spät.

Er spürte noch, wie die Klinge seinen Hals ritzte, einen Sekundenbruchteil, bevor sie ihm den Kehlkopf durchtrennte.

Blut spritzte in Ibrahim Baajs Bart, während er im Dunkeln die Leiche des Wärters systematisch nach einem Schlüsselring absuchte. Als der alte Mann gefallen war, hatte nichts geklimpert.

Ibrahim suchte schnell und geschickt, bis er den Schlüssel unter dem Hemd des Toten fand.

Ein einzelner Schlüssel. Interessant. Womöglich war es der Gesuchte.

Er schaltete kurz die Taschenlampe ein, um sich zu orientieren, dann ging er auf die Schließfächer zu – vorsichtig, um nicht in der Blutlache auszurutschen, die sich um die Leiche des alten Mannes gebildet hatte – und betete, der Schlüssel möge ins richtige Schloss passen.

Ihm blieb nicht viel Zeit. Es überraschte ihn, dass er in dieser Nacht nicht bereits einen Konkurrenten hatte ausschalten müssen, einen, der ebenso präzise Insider-Informationen besaß wie er selbst. Doch hier unten lag nur der Geruch nach Staub in der Luft, nach Tod und Blut, keine Spur vom Adrenalinschweiß eines anderen Menschen.

Geräuschlos probierte er den Schlüssel an einem Dutzend Schlössern nacheinander aus, bis endlich eins klickte. Mit vor Aufregung wild hämmerndem Herzen öffnete er die Schließfachtür.

Seine Finger ertasteten ein abgewetztes Lederbeutelchen,

versteckt hinter Dosen mit Münzen, Tonzylindern und kleinen Keramikfiguren, denen er keine Beachtung schenkte. Er nestelte an dem Band, mit dem der Beutel verschlossen war. Jetzt war keine Zeit, den Inhalt näher zu betrachten. Er leuchtete nur kurz mit der Taschenlampe in den Beutel, sah den matten Schimmer alten Goldes und das Auge aus Edelsteinen, das ihm entgegenstarrte. Er hatte es. Das Kleinod, nach dem zahllose Menschen in aller Welt jahrhundertlang gesucht hatten, lag in seiner Hand.

Im Stockdunkeln trat Ibrahim den Rückweg an. Mit angehaltenem Atem schlüpfte er durch das Gewimmel der Diebe, so wie ein Aal durchs tiefe Wasser glitt, und schmuggelte den Schatz in seiner Manteltasche verborgen durch Chaos und Trümmer ins Freie.

Dann rannte er durch die von Geschrei und Schusslärm erfüllten Straßen, stieg endlich keuchend in sein Auto und fuhr mit hoher Geschwindigkeit nach Norden, bis er ein offenes Gelände weit außerhalb der Stadt erreichte, in sicherer Entfernung von den Gefechten, die in Bagdad tobten.

Ibrahim machte sich daran, in der staubigen Erde zu graben. Als er ein Loch von fast einem Meter Tiefe ausgehoben hatte, hielt er für einen Moment inne, um sich den Schweiß abzuwischen, der ihm in den Augen brannte, und um noch einen letzten Blick auf seine kostbare Beute zu werfen, ehe sie es vergrub.

Alles sah genauso aus wie in dem brüchigen Manuskript beschrieben, das man ihm gezeigt hatte. Der Beutel aus altersmürbem Leder, auf dem auf beiden Seiten jeweils ein leuchtend blaues, schwarz gerändertes Auge aufgemalt war.

Ein Schauer überlief ihn, als er das mit dem uralten Schutzsymbol versehene Beutelchen öffnete und dabei an

die Reichtümer dachte, die der Inhalt ihm einbringen würde. Behutsam tastete er nach der goldene Kette darin und zog den eiförmigen Anhänger heraus.

Das Auge. Es war prächtig wie kein anderes – ein Anhänger aus getriebenem Gold, eingelegt mit einem Auge aus Edelsteinen. Um ganz sicherzugehen, drehte Ibrahim den Anhänger um – und lächelte zufrieden, als das gleiche Auge ihm auch von der anderen Seite entgegenstarrte.

Gierig strich er mit den Fingern über die roten und gelben Edelsteine in der Mitte des Auges und über den umgebenden Lapislazuli, der von dicken schwarzen Linien eingefasst war wie die Augen der Kleopatra.

Ibrahim wagte es nicht, den Anhänger aufzubrechen, um einen Blick auf das Kleinod zu werfen, das darin eingeschlossen war.

Mit zitternden Händen ließ er den Anhänger wieder in den Beutel gleiten und vergrub ihn. Das Kleinod hatte jahrhundertlang hier in Babylon verborgen gelegen. Jetzt würde es noch ein wenig länger verborgen bleiben, bis jemand einen angemessenen Preis dafür bot.

Ibrahim Baaj fuhr zurück in die Stadt, auf demselben Weg, auf dem er sie verlassen hatte. Morgen, während die Welt davon erfuhr, wie grausam ihre Kulturgeschichte geplündert worden war, würde er seine Auftraggeber hintergehen, für die er den Schatz hatte stehlen sollen, und damit den Gebotskampf einläuten.

Doch für Ibrahim gab es kein Morgen. Während er auf die Geschütze lauschte, die überall in der Stadt lärmten, ereilte der Krieg auch ihn: Plötzlich durchschlug eine Gewehrsalve die Windschutzscheibe seines Wagens, eine Kugel drang ihm geradewegs durchs linke Auge in den Schädel und trat am Hinterkopf wieder aus.

KAPITEL EINS

Bagdad

Fünf Jahre später

Der Sand war überall – in ihrem Hals, in ihren Wimpern, im Schraubverschluss ihrer Gatorade-Flasche. Dana Landau war immer gern am Strand entlanggegangen, aber nach drei Monaten im Irak hätte sie am liebsten nie wieder ein Sandkorn zwischen den Zehen gespürt.

«Noch ein paar Minuten, dann habe ich genügend Material!», rief ihr Kameramann, Rusty Sutherland.

«Beeilen Sie sich.» Dana schaute sich unruhig um, während er die Kamera wieder auf die Trümmer richtete. Sie hatte genug gesehen. Und mit jeder Minute, die sie hier draußen verbrachten, außerhalb der relativen Sicherheit der Grünen Zone, riskierten sie Kopf und Kragen.

Die Brust vor Anspannung wie zugeschnürt, überquerte Dana auf der Suche nach einem schattigen Flecken vorsichtig das von Bomben aufgewühlte Gelände.

Ein neuer Tag, eine neue Autobombe, dachte sie bitter und kehrte dem Konvoi aus Militärfahrzeugen den Rücken, der sie, ihren Fahrer und ihren Dolmetscher zu diesem grausigen Schauplatz eskortiert hatte. Der Anschlag hatte zwei Lastwagenladungen jüngst ausgebildeter irakischer Soldaten das Leben gekostet.

Der Sender hatte ihr neunzig Sekunden eingeräumt, um über das heutige Kapitel dieser nicht enden wollenden Odyssee des Blutvergießens zu berichten. Doch solche zusammengeschnittenen Kurzmeldungen konnten niemals eine Vorstellung von dem immensen Ausmaß des Gemetzels vermitteln.

Dana hatte sich darum gerissen, diesen Auftrag zu bekommen. Sie hatte beharrlicher darum gekämpft als je zuvor um irgendetwas anderes, aber sie musste sich eingestehen: Wenn sie nächsten Monat den Irak verließ, würde sie diesen gefahrenvollen Albtraum nicht vermissen – das Donnern der Bomben in der Nacht, den Gestank nach verbranntem Fleisch und Gummi, die schrillen, dünnen Schreie der Kinder. Sie hätte liebend gern die Sandsäcke, die an den Fenstern der MSNBC-Villa aufgestapelt lagen, den NATO-Draht, der das Gelände umgab, und all die Paranoia, die Härten und Unsicherheiten des Lebens in einem Kriegsgebiet gegen einen langweiligen Auftrag wie die Berichterstattung über einen Lehrerstreik eingetauscht.

Doch das behielt sie für sich. Ihr Vater hatte sie und ihre Schwester immer ermahnt, sich nicht zu beklagen, wenn Gebete plötzlich erhört wurden. Dieser Einsatz im Irak war das, was sie gewollt hatte, ihre Chance, sich einen Namen unter den Größen ihrer Zunft zu machen – den älteren Reportern, die sich ihren Ruf verdient hatten, indem sie von den Schlachtfeldern und Brennpunkten der Welt berichteten.

Aber ich werde es nicht vermissen – und ich werde es verdammt sicher niemals vergessen können, dachte sie, während sie im Schatten einer mickrigen Dattelpalme warmes Gatorade trank. Rusty würde sie allerdings vermissen. Der

Kameramann, der vor Danas Ankunft bereits einen vollen Monat in Bagdad verbracht hatte, reiste am nächsten Morgen zu seinem zweiwöchigen Heimaturlaub ab.

«Fertig! Und jetzt nichts wie weg hier.» Rusty schlug den Kofferraum des gepanzerten Wagens zu. Dana konnte sich denken, dass er im Geiste bereits halb zu Hause war und sich das Wiedersehen mit seiner Frau und den Kindern in Connecticut ausmalte.

Im Vergleich zu Bagdad musste eine amerikanische Vorstadt das Paradies sein.

«Ich komme.» Sie stieß sich von dem Baum ab. Es war höchste Zeit aufzubrechen. Wenn einer der Rebellen sie hier draußen bemerkte, würde ein kurzer Anruf per Handy genügen, und schon wäre eine Autobombe auf dem Weg, eigens für sie.

Als sie sich aufrichtete, fiel ihr der Schraubdeckel der Gatorade-Flasche aus der Hand. Leise fluchend bückte sie sich, um ihn aus dem heißen Sand aufzuheben. Dabei bemerkte sie etwas, das wenige Schritte entfernt aus dem von Explosionen aufgewühlten Boden ragte. Ein Stückchen verwittertes Leder, halb im Sand vergraben. Bereits auf die Entfernung erkannte sie, dass es mit einem gemalten Auge verziert war.

Dana ging davor in die Hocke und zog es aus dem Sand. Tatsächlich, es war unverkennbar ein Auge. Ein blaues Auge, schwarz gerändert, aufgemalt auf ein Lederbeutelchen, das etwa halb so groß wie eine Spielkarte war. Blaue Augen waren ein verbreiteter Talisman, besonders in diesem Teil der Welt. Sie dienten zum Schutz vor dem bösen Blick.

Genau wie dies hier, dachte sie und berührte den zierlichen Silberanhänger an ihrer Halskette, ein Amulett in

Form einer offenen Hand, deren Finger nach unten wiesen. Dana strich flüchtig über die sieben kleinen Amethyste am Rand ihres *Hamsa*-Amuletts und ertastete dann das türkisfarbene Email-Auge in der Mitte, in dem eine einzelne Perle saß – die Perle ihrer Mutter. Natalie hatte ihr die Halskette kurz vor ihrer Abreise in den Irak geschickt, gewissermaßen als Ölzweig. Dieses Amulett, auch als «Hand der Fatima» bekannt, war ein ideales Geschenk anlässlich der gefährvollen Reise in das Kriegsgebiet. Wenn sich irgendjemand mit Schutzamuletten und Talismanen auskannte, war es Nat.

Danas ältere Schwester hatte fünfzehn Monate lang an ihrer Doktorarbeit über die Geschichte der Schutzamulette, Glücksbringer und Talismane im alten Mesopotamien gefeilt. Jetzt arbeitete sie als Kuratorin im Devereaux-Museum für vorderasiatische Antike. Ihr Spezialgebiet war zwar Mesopotamien, sie konnte jedoch auch über Schutzzauber und -bräuche in allen anderen Teilen der Welt und über die Formeln, die in diesem Zusammenhang verwendet wurden, so ziemlich alles erzählen, was man wissen wollte.

Das schloss nicht nur alltägliche Bräuche ein, wie das bekannte Klopfen auf Holz oder Hasenpfoten und vierblättrige Kleeblätter als Glücksbringer, sondern auch esoterische Dinge – beispielsweise, dass die Arubaner erschrakten, wenn ein schwarzer Schmetterling in ihre Hütten flog, weil sie ihn als Todesboten fürchteten. Und dass die alten Griechen glaubten, wenn Eulen über das Schlachtfeld flogen, sei das ein Zeichen des bevorstehenden Sieges, während für die alten Römer die Schreie dieser Vögel Tod oder großes Unglück ankündigten. Die alten Chinesen schließlich empfanden ein tiefes Grauen vor Eulen. Sie bezeichneten die

Sommersonnenwende als Tag der Eule und glaubten, Kinder, die an diesem Tag geboren wurden, hätten einen Hang zur Gewalt.

Dana hatte Nat oft mit ihrem umfangreichen Wissen auf diesem Spezialgebiet aufgezogen und ihre Schwester als «Doktor des Voodoo-Aberglaubens» bezeichnet.

Doch solche Scherze gehörten schon lange der Vergangenheit an. Die beiden Schwestern hatten erst kürzlich wieder begonnen, überhaupt miteinander zu reden.

Während Dana jetzt zu den Fahrzeugen eilte, klopfte sie den Sand von dem Lederbeutelchen ab. Dabei bemerkte sie, dass etwas darin steckte. Sie löste das schwarze Band, mit dem der Beutel zugeschnürt war, und schüttelte einen matt angelaufenen Anhänger an einer Goldkette heraus. Es handelte sich um ein eiförmiges Amulett, besetzt mit blauen, roten und gelben Steinen, die das gleiche auffallende «Auge» bildeten, das auch außen auf dem Beutelchen aufgemalt war.

«He! Ms. Landau!», schrie der gutaussehende junge Befehlshaber ihres Konvois ihr über den Motorenlärm hinweg zu. «Wir müssen jetzt wirklich los!»

Dana steckte den Anhänger wieder in den Beutel und setzte sich in Trab. Im Laufen schob sie ihren Fund in die Tasche ihrer olivgrünen Cargohose. Das hat sicher ein Tourist verloren – vielleicht würde sich Natalie darüber freuen, dachte sie, während sie in den gepanzerten Wagen stieg.

Sie verschwendete keinen Gedanken mehr an das Beutelchen und den Anhänger darin, bis sie nach dem Abendessen in der Villa in ihrer Tasche nach dem Lipgloss suchte.

«Ach, das hätte ich ja fast vergessen.» Sie zog den Beutel hervor und sah Rusty Sutherland über den wackeligen Esstisch hinweg an. «Würden Sie mir wohl einen kleinen Ge-

fallen tun und auf dem Weg nach Hause meiner Schwester einen sagenhaften Schatz überbringen?»

«Wofür halten Sie mich, für einen Packesel?» Rusty knüllte grinsend seine Serviette zusammen und steckte sie in den Plastikbecher. Mit seinen zweiundvierzig Jahren trug er eine glänzende Yul-Brynnner-Glatze, denn er rasierte jegliche Stoppeln seines rötlich blonden Haares, dem er seinen Spitznamen verdankte, rigoros ab. Er war stämmig gebaut, aber flink auf den Beinen und war nicht nur einmal, sondern sogar zweimal für den Pulitzer-Preis nominiert worden. Dana war überzeugt, dass sich die dunklen Ringe unter seinen schwermütigen braunen Augen verdoppelt hatten, seit er zum ersten Mal einen Fuß in den Irak gesetzt hatte.

Als sie den Anhänger aus dem Beutelchen zog und ihm zeigte, hob er die Augenbrauen.

«Ist bestimmt keine zwei Dollar wert, aber vielleicht kann Natalie trotzdem was damit anfangen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht ...?»

«Kein Problem. Man weiß nie, womöglich wird das Ding zum Kernstück ihrer nächsten Ausstellung. Wollen wir doch mal sehen, ob da jemand Schund von Schätzen unterscheiden kann», bemerkte er spöttisch.

«Natalie kennt sich wirklich aus. Sie kann sicher ganz genau sagen, was das ist. Ich schreibe nachher noch eine kurze Nachricht dazu und gebe Ihnen beides morgen früh. Wann geht Ihr Flug?»

Er verzog das Gesicht. «Um vier. Die Stunde der Wachablösung an der Kamera. Linc steigt um drei aus dem Flieger – mit dem werden Sie sich übrigens nicht halb so gut verstehen wie mit mir –, und eine Stunde später gehe ich an Bord. Und dann nichts wie weg hier.» Er schob seinen Stuhl zurück, stand auf und streckte sich. «Auf den Hallo-wach-

Kaffee verzichte ich heute lieber. Wenn ich mich jetzt nicht hinhaue, kann ich gleich die Nacht durchmachen.»

«Wir sehen uns dann morgen früh, Rusty. Vergessen Sie nicht, mich rechtzeitig zu wecken.»

Nachdem Rusty in sein Zimmer hinaufgegangen war, blieb Dana noch eine Weile lang an dem kleinen Tisch sitzen und kämpfte einen plötzlichen Anflug von Heimweh nieder. Der grün geflieste Speiseraum war leer bis auf den mageren jungen Iraki, der in der Küche arbeitete und das Haus wenigstens halbwegs für die Mitarbeiter des Senders, die hier untergebracht waren, in Schuss hielt. Heute Abend fühlte sich die Villa noch verlassener an als sonst, trotz der intensiven Pflanzendüfte, die von draußen hereinwehten, und der Nähe zu Saddams ehemaligem Palast.

Villa – das Wort beschwor Bilder von Reichtum und Prunk herauf, von Palmbäumen und Lakaien. Doch zur Zeit war die Villa alles andere als idyllisch. Würde dieses Land jemals wieder Luxus kennen, und sei es auch nur den «Luxus» des Friedens?

Nachdem die Hotels bombardiert worden waren, hatten sich MSNBC und weitere Nachrichtensender und -agenturen gezwungen gesehen, diverse Villen oder große Privathäuser innerhalb der Grünen Zone als Hauptquartiere anzumieten. Alle diese Gebäude waren mehr oder weniger baufällig, doch sie boten als Operationsbasen immer noch größere Sicherheit als die Hotels, die allzu offensichtliche Ziele waren.

Nicht dass hier irgendein Ort wirklich sicher gewesen wäre.

Dana dachte kurz an ihre zahllosen Abendessen in New York, an entspannte Menschen, die lachend in gutbesuchten Restaurants saßen, an das festliche Klirren von Besteck

und Gläsern und die kurzen Fußwege danach, zur nächsten Straße, wo man ein Taxi herbeiwinken konnte, oder zur U-Bahn-Station. In ihrer Erinnerung stiegen all die Freitagabende auf, an denen sie sich nach der Arbeit mit Natalie zum Dinner getroffen hatte, und die Sonntagmorgen, an denen sie durch den Central Park gejoggt war, und plötzlich überkam Dana eine riesige Sehnsucht nach taunassem Gras. Und nach ihrer Schwester. Es gab so vieles, das sie vermisse, vor allem die alltäglichen, selbstverständlichen Freiheiten eines Lebens ohne die ständige Angst vor Entführung und Enthauptung.

Du hast es so gewollt, erinnerte sie sich selbst, hob den Anhänger vom Tisch auf und ließ die Kette in ihrer Hand klimpern. Und in wenigen Wochen wirst du hier fertig sein und selbst um vier Uhr früh in ein Flugzeug steigen. Also halte durch und lächele in die Kamera, Baby.

«Entschuldigen Sie, Ms. Landau ...» Douaud, der junge Iraki, beugte sich vor, um ihr eine kleine Tasse mit starkem schwarzem Kaffee hinzustellen. «Brauchen Sie heute Abend noch etwas?»

«Nein danke, das ist alles, Douaud.» Sie warf einen Blick auf den dünnen jungen Mann mit den Filmstar-Wimpern, der abwartend neben ihr stehen geblieben war. «Ich gehe auch gleich schlafen.»

Dana ließ den Anhänger zurück in das Beutelchen gleiten, während Douaud die Teller und Servietten einsammelte. Dabei folgte sein Blick der schimmernden Kette, die wieder in dem Lederbeutel verschwand.

«Ein wunderschönes Amulett, Ms. Landau. Fast so schön wie Sie», fügte er mit einem strahlenden Lächeln hinzu. «So eins hätte meine Freundin sicher auch gern. Haben Sie es hier in Bagdad gekauft?»